

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 15

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15
XVII. Jahrgang
1927

Bern
9. April
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräcker, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Drei Gedichte zur Konfirmation.

Von Walter Dietiker.

I

Vom Schlaf erwacht ist nun die Welt
Und kühle Morgenlüfte streichen;
Hoch über einem Aehrenfeld
Steht noch des Mondes Sichelzeichen.

Da fällt auch schon die erste Mahd —
Weißt du von Brot und Kampf und Rin-
Und ahnst du von der großen Tat, Igen?
Die reifen Garben einzubringen?

Du kanntest nur der Blumen Wort —
So richte nun den Blick aufs Ganze.
Doch auch die Blume blühe fort
In deines Lebens Aehrenkranze.

II

Du trittst nun an den Tisch des Herrn
Und fröhlich dann hinaus ins Leben,
Vertrauend deinem guten Stern:
Die weite Welt wird er dir geben.

Wirfst du dich dann mit jedem Schritt
Von unsern wehen Herzen lösen?
Nimmst du in deine Träume mit,
Daß liebend wir um dich gewesen?

Das eine wie das andre sei.
Die weite Welt dem jungen Mute!
Doch auch der Stätte denke treu,
Wo doch dein Haupt am besten ruhte.

III

Vom Dunkel in die Helle,
Von dannen springt die Quelle.
Die Wolke eilt geschwinde,
Sie wandert mit dem Winde.

So steht der Baum alleine —
Was steh' ich da und weine?
Ich will auf Gott vertrauen;
Ich werde neu dich schauen.

Sinkt auch der Sonne Bogen,
Sie kommt doch neu gezogen.
Mein Herz, versteh' und lerne:
Nur Traum ist alle Ferne.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Gankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 15

Ihm schien es, es sei Frühling und nicht Erntezeit; die Schellen oben am Obermoosberg, die immer traurigen, klingelten eine Weise, die in ihrer Traurigkeit süßer klang als das Lied seines Blutes. Sie schritten stark aus, und im Hinschreiten begann die Frau ihrem Vertrauten das Leid langer Jahre zu enthüllen und auszuschütten, so wie man einen bitteren Trank ausgießt, den niemand mehr trinken soll.

„Er schilt mich! Du bist nichts nutz, sagt er. Du hast keine Knochen, du kannst nichts anfassen, du kommst wie von der Bleiche weg. Steht immer bei den Blumen! Fäß' das Messer nicht wie einen Federkiel an, so schneidet man doch kein Fleisch! Du Puppe, was soll das rote Band am Hut? Warum trägst du nicht die Frauentracht wie jede andere! Bist gar nie von Herzen bei einer Sache! Darum hast du auch keine Kinder, du zimperliches Kraut. Warum hast du mich denn zum Mann?“

Glanzmann hielt ihre Hand schmerzhaft fest und schwieg, sie aber verbarg selbst im Dunkeln, wie in großer Scham, die Augen in der Rechten, und wieder brach es wie halbes Schluchzen aus ihr hervor, und nun löste sich auch der schwere

Teil ihrer Klage: „Ich kann nicht mehr! Wenn ich bei ihm bin, das ist wie eine Mißhandlung. Er fühlt, daß ich wie gefroren bin, und er haßt mich deswegen und schlägt mich. Und heute, am hellen Tag... ach, wenn ich noch einmal mit ihm sein muß, ich werde sterben!“

Glanzmann erzitterte, seufzte, verkrampfte seine Fäuste: „Welche Ehe!“ und leise: „Welche Sünde!“ und wieder zog er sie fest an sich.

Sie schwiegen beide, gingen langsamer, als habe die Beichte sie erschöpft, und sahen, dieweil in ihnen das Grauen verebte, ruhiger in die Nacht hinein. Sie suchten am Himmel die Zeichen des helleren Lichtes, das von Morgen her kommen mußte. Keines achtete auf den Weg, ihre Gesichter streiften die Zweige unbekannter Bäume, sie stiegen Hügel hinan, die sie bei Tag nie betraten.

Und nach und nach erwachte in ihnen das Glück der Liebenden, die sich gefunden haben. Sie wurden bewußt, daß eines an der Seite des andern dahinschreite. Sie gedachten nicht des gestrigen noch des kommenden Tages, ihr Herz war in der Mitte der Stunde, unzerstreut von Sorge.

„Wirst du nun bei der Mutter wohnen?“

„Ja!“

„Wenn dies Werk, das mir aufgetragen ward, getan sein wird, so ziehen wir aus dem Lande, in die Wildnis überm Wasser! Ich will dein Mann sein, du sollst mein Weib sein! Doch dieses Werk muß getan werden!“

Erste Dämmerung suchte ihre freudigen Gesichter.

15.

Die Erntetage gingen heiß und gefüllt von pausenloser Arbeit vorüber, nach der zweiten Woche sah man die Felder sich leeren, und am Samstag der dritten Woche lagen die Weiten kahl und durchzogen die grünen Graswiesen wie Spuren von Müdigkeit. Spärlicher sangen in den Nächten die Heimgen, und melancholischer klangen die Schellen am Obermoosberg.

In der Scheune zeigte sich wieder häufiger Besuch; schon am Samstag der dritten Erntewoche erschienen unerwartete Störer und erinnerten den Bauer daran, daß inmitten beßnungsloser Arbeit andere Ernten heranreifen.

Herr von Muralt trat in den Stall und sprach zu Glanzmann in ungewohnter Erregung: „Warum seid Ihr nach dem bösen Sonntag nicht bei mir erschienen? Ich erwartete Euch Tag um Tag! Ihr wißt doch, daß unsere Regenten von dem Auftritt Kunde bekommen haben und mir mit einer Untersuchung drohen!“

Glanzmann moll in aller Ruhe weiter. Herr von Muralt aber schalt sanft und nachdrücklich: „Ich kann Euch verstehen, aber in der Stadt wird man weder Euch noch mich begreifen wollen. Niemals hat, soweit man sich besinnt, ein Laie das Wort ergriffen und den Schluß des Gottesdienstes abgefürzt. Ich sage: Warum nicht! Aber die Herren sagen: Wieso! Begreift Ihr, daß wir über die Sache beraten müssen. Sprecht, Glanzmann!“

Der Obermooser moll ruhig die Ruh fertig, wischte die Hand rein und bot sie dem Geistlichen in aller Ehrerbietung. „Grüß Gott, Herr Pfarrer! Ja, wenn es so steht, wenn sie von der Stadt her so gut riechen, muß man wohl die Sache bereden! Ich komme morgen hinüber!“

Herr von Muralt war versöhnt. „Der Professor soll nicht recht bekommen, Glanzmann“, sagte er mit freundschaftlichem Ermuntern, sagte gute Nacht und verließ den Stall. —

Beim Vernachten aber tauchte hinter der vollen Scheune ein sonderbarer Schatten auf, trat gerade auf Glanzmann zu und starrte mit einem aufmerksamen Vogelgesicht in Glanzmanns Augen.

„Glanzmann!“ sagte die tiefdunkle Stimme.

„Wie?“

„Hast du vernommen, daß man überall im Namen des Oberoltigers Blikableiter auf die Dächer setzt? Und daß die Anhänger Bogts landauf, landab sich daran erkennen, daß die Firsten von drei Blikableitern geziert werden?“

„Nein...“

„In zwei Gemeinden haben sie das Pfarrhaus mit Gewalt besetzt und die First mit ihren Abzeichen geschmückt, und die Schulhäuser müssen auf ihr Drängen hin mit den Stahlstangen versehen werden! Hast du's vernommen?“

„Nein...“

„Die ganze obere Landschaft ist voll von dem Unfug! Und weißt du, daß im Bohrigut Leute zusammenkommen, die sich an den Oberoltiger halten, und die verabredet haben, das Röttiler Pfarrhaus morgen früh zu ersteigen und die Schutzstangen mit Gewalt zu befestigen?“

„Nein...“

„Du schläfst, Obermooser, aber dein Gegner wacht. Deine Frau weiß mehr als du! Sie selber hat den Pfarrer gewarnt, und der Sigrift hat von ihr den Auftrag erhalten, Sturm zu läuten. Und bei alledem heißt es, niemand anders sei der Anstifter als du! Erwache, Obermooser!“

Glanzmann wollte antworten, aber schon zog sich der Schatten zurück und entwich in die Dunkelheit. Wie ein Gespenst verschwand er; verblüfft sprang der Obermooser auf die Füße und wollte dem Entschwundenen nachschreien; deutlich hörte man seine großen Schritte auf dem harten Karrwege. Glanzmann griff sich an die Stirn. Die Erscheinung trog nicht, sie war Fleisch und Blut. Ganz gewiß war es kein Gespenst...

Als er noch zögerte, erschien unter den Bäumen die Gestalt seiner Vertrauten, schlich sich ungehört näher und grüßte verstohlen.

„Ach du“, sagte Glanzmann erleichtert.

„War Stettler bei dir?“

„Beim Himmel, ja, das war Stettler!“

Hanna sah ihn verwundert an, er aber spähte starr in die Weite und murmelte: „Das war nun die dritte Warnung!“

„Samuel!“

„Was sagst du, Hanna?“

„Glaubst du, daß der Oberoltiger ein verderblicher Geist ist? Ich sah ihn nur einmal, aber in mir wird alles starr, wenn ich an das eine Mal denke. Hüte dich vor ihm!“

„Es wird sich weisen, wes Geistes Kind er ist!“ sagte Glanzmann und sah hilflos vor sich hin. Hanna aber legte ihren Arm um seinen Hals und fragte: „Wann werden wir gehen, Samuel?“

„Noch ist es nicht Zeit! Vielleicht wird der Tag kommen, wo ich gegen den Oberoltiger zeugen muß! Ich weiß es nicht! Habe Geduld!“

Sie schwiegen, Nacht zog um sie herauf, sie vergaßen die Zeit. So sprachen sie schon oft über die Dinge, die all ihre Gedanken füllten. Und die Nacht verbarg hinter ihrem Schattenschleier die Zukunft. Manchmal schimmerte der Schleier ein wenig lichter, manchmal trüber. Und heute wehten seine Falten schwarz einher.

„Lieber, bist du gewiß, daß Bogt in Röttil nichts Schlimmes plant?“

„Stettler warnte! Morgen soll eine Torheit begangen werden! Was kümmert mich die Torheit! Ich kann nur Zeugnis ablegen für Dinge, die ich weiß! Ja, Bogt hat bis heute seinen Gefellen nicht gesandt, um den Blikableiter neu aufzurichten. Er läßt sagen, er selbst und niemand anders werde die Sache wieder gutmachen. Aber er kommt nicht!“

Und wieder schwiegen sie, setzten sich auf ein Gesims an der Scheunenwand und sprachen halblaut, schwiegen abermals und starrten ihren Sorgen nach. Bis wieder eins aus den Untergründen der Gedanken herauf fragte.

„Lieber, wirst du auch nicht Heimweh haben nach deinen Kindern?“

„Vielleicht, aber ich muß sie lassen. Sie atmen Gottes Luft wie ich! Oh, du Zweiflerin!“

„Warum willst du denn nicht an die Abreise denken?“ Sie hielt ihn fest, beugte sich nach vorn und suchte in der Dunkelheit zu lesen, was auf seinem Gesicht vorging.

„Sanna“, sprach er unwillig. „Ich sage dir: Bevor die anvertrauten Menschen den Weg gefunden haben, kann ich nicht ziehen! Glaube doch, du Kleingläubige! Wenn ich nur mir selber gehörte, ich hätte den Mund nicht aufgetan!“

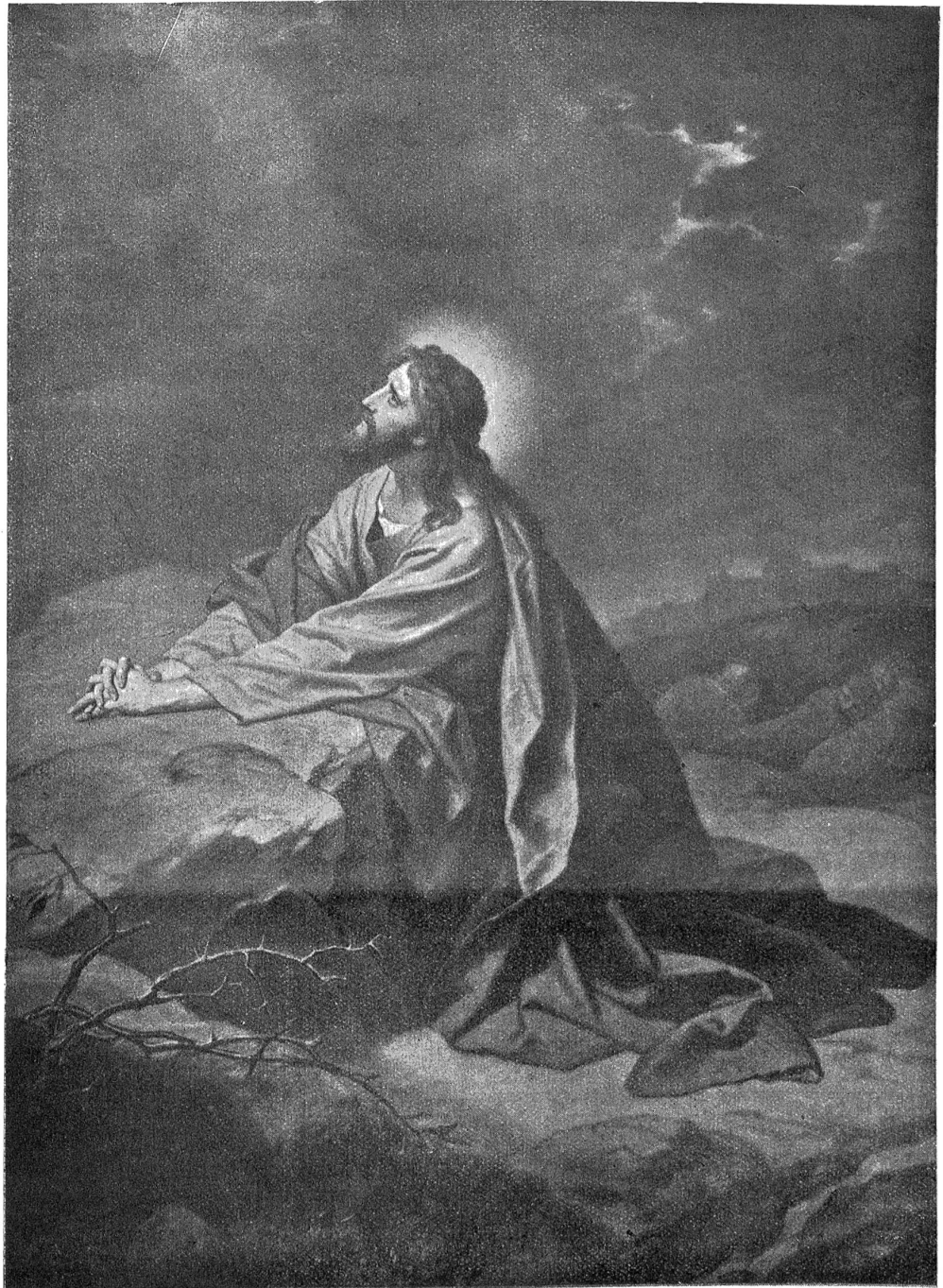
„Oh, ich glaube, ich glaube!“ versicherte die Frau und küßte ihn auf die Wangen, und er zog sie an sich und streichelte zärtlich ihr Haar. Und darnach erhoben sie sich und querten die nächtliche Wiese, und drüben, im alten Saarbacherhaus, unter der Haustür sagten sie sich gute Nacht und rissen sich widerstrebend voneinander los. —

„Im Urwald“, sagte Glanzmann leise. „Im Urwald, wenn kein Mensch ein Wort über uns fällt und wir dem Lebendigen ganz allein gegenüberstehen — dann werden wir beisammenbleiben!“

Und wie schon oft, schritt er allein in die Sommernacht hinaus. Im Winde wehten ihm die bösen Gerüchte entgegen. Was verbargen die geduckten Dächer unter den edigen Stirnen! Und drüben, der Müller im Bohrigut, der niemals nach dem Obermoos gekommen war, der in der Kirche fehlte seit Menschengedenken, was brütete der Müller aus?

16.

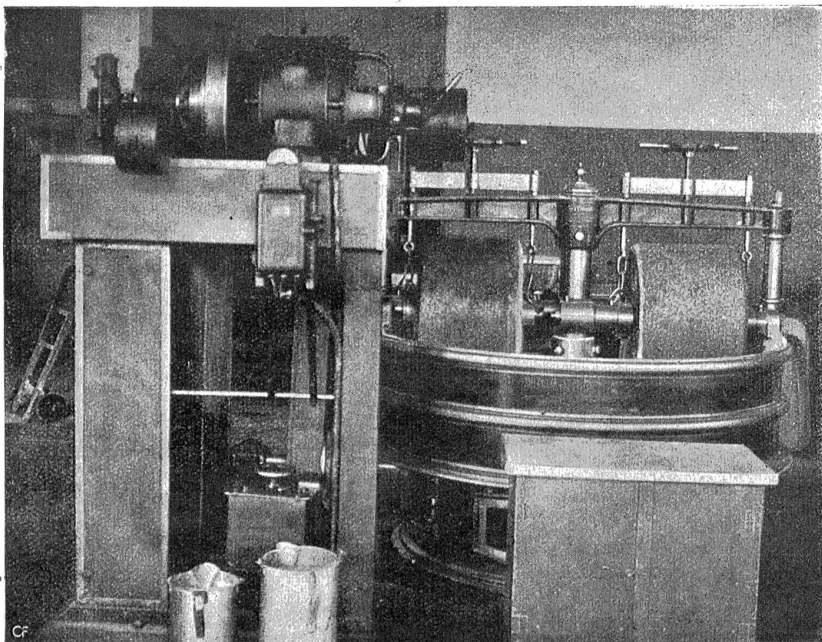
Am Sonntag in der Frühe riefen die Sturmglocken Rätwil aus den Federn. Man rannte wie verabredet auf den Dorfplatz, riß die Spritze aus dem Schuppen und fuhr vor dem Pfarrhaus auf, man reihte sich in Ketten und gab die Eimer weiter. „Wo brennt es denn?“ fragten Uneingeweihte, aber lachend wies man auf das Pfarrdach, lachend raubte man den Oberoltigern die Leiter und gleich darnach überfiel man die Dachratten auf der First mit einem kalten Wasserstrahle.



Der betende Heiland im Garten Gethsemane.

Das Toben und Lachen in der Gasse weckte den Pfarrer und rief ihn hinaus. „Glanzmann auf dem Dache“, johlte die Menge. Der Greis trat in den Garten, um aufs Dach zu schauen. Die grausame Behandlung empörte ihn, doch die Frechheit der Oberoltiger machte ihn unsicher. Mit beiden Händen winkend, rief er in den Tumult hinein, man möchte doch ablassen und die armen Menschen schonen. Aber niemand gehorchte, das Jungvolk bewies keinen Respekt vor dem schwarzen Herrn und jubelte, wenn der zischende Strahl wieder einen der Brüder getroffen. Traurig trat Herr von Muralt auf die Terrasse zurück.

In diesem Augenblick aber erhielt seine scheue Seele eine Belehrung, die auch für sie zu stark wurde. Einer der Ausgewässerten verlor das Gleichgewicht und fiel über das



Von der Schokoladefabrikation: Der Melangeur.

Dach in den Garten. Der laute Schrei des Fallenden rief den Geistlichen endgültig wach. Mit geballten Fäusten trat er unter das Jungvolk und schrie in seinem schweren Greisenzorn: „Einstellen!“ Aber hinter ihm schrie ein zweiter Fallender, und Weiber, die sich um die beiden bemühten, jammerten laut auf: „Ach Gott, sie sind tot, sie sind tot!“

Die Spritze hielt inne, aber nun tobte Rötiwil in wilder Erregung, alles schrie untereinander, und ohne daß man wußte, wer den Schrei zuerst getan, sagte sich's von Mund zu Mund und verwandelte allen Uebermut in zornige Nachsicht.

„Das habt ihr nun von der verfluchten Predigt des Obermoosers! Landjäger her! Faßt ihn ab!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gang durch die Schokoladefabrik.

Die Schokoladeindustrie ist ein wichtiger Faktor der schweizerischen Volkswirtschaft geworden. Die Werte der Schokoladeausfuhr schwanken zwischen 50 bis 115 Millionen (1912–1919). Ueber 6000 Arbeiter und Arbeiterinnen sind in dieser Industrie beschäftigt. Wenn wir uns den Verdienst dazu denken, den der Umsatz von Schokolade in vielen tausend Läden und Kiosken des Inlandes dem schweizerischen Kaufmannsstande bringt, so können wir die volkswirtschaftliche Bedeutung der Schokoladeindustrie ermessen. Nicht zu vergessen ist, daß diese Industrie ein Qualitätsprodukt ist mit hochwertiger Arbeit, und daß sie in nicht geringen Mengen ein einheimisches Rohprodukt, die Milch, verarbeitet. Ein guter Teil der Einnahmen bleibt also im Lande.

Ein anderer Teil allerdings wandert wieder ins Ausland zum Ankauf des Kakaos und des Zuckers, der wichtigsten Rohstoffe der Schokoladefabrikation.

Wir laden unsere Leser zu einem kurzen Gang durch die Berner Schokoladefabrik Tobler ein, um ihnen den Prozeß der Schokoladeentstehung klar zu machen. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß heute in den Schokoladefabriken die Maschinenarbeit dominiert.

Eine Maschine reinigt zunächst die Kakaobohnen vom Staub und führt sie dann über ein laufendes Band, wo feste Bestandteile, wie Steine etc., die mitgelaufen sind, durch fundige Hände herausgelesen und entfernt werden.

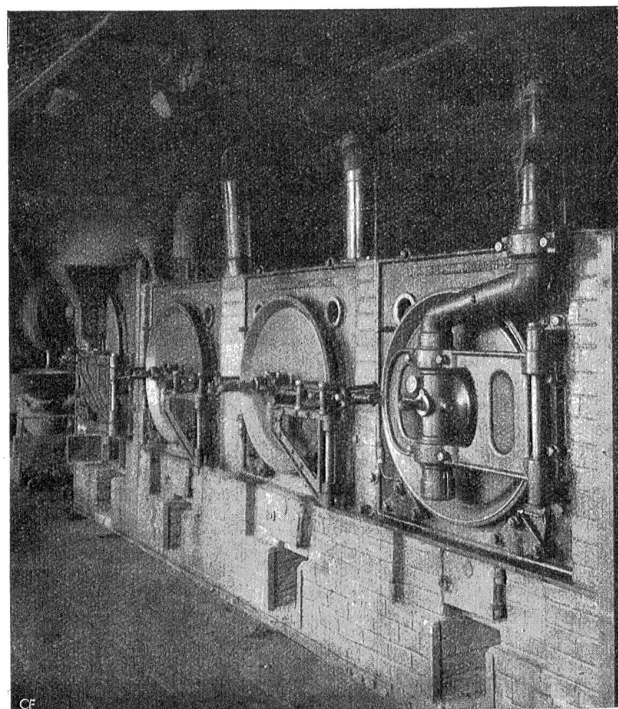
Dann werden die Kakaobohnen in großen rotierenden Trommeln über einem Kohlenfeuer geröstet. Von der Sorgfalt, mit der dieses Röstn geschehen ist, hängt das Aroma und die Haltbarkeit der Schokolade ab.

Nach erfolgter schneller Kühlung durch Ventilatoren werden in eigenartig gebauten Brechmaschinen mit Schotter- und Blaspvorrichtung die Schalen entfernt. Die Abfallprodukte finden teils in der chemischen Industrie (als Teobromium), teils in der Landwirtschaft (als Mastfutter für die Schweine) Verwendung.

Die so gereinigten und entschalteten Kakaobohnen werden nun in Mühlen mehrfach gemahlen; sie verwandeln sich dabei in einen flüssigen Brei. Durch hydraulische Pressen, die mit einem Druck von 400 Atmosphären und mehr arbeiten, wird dieser Kakaobrei bis zu einem gewünschten Grade entfettet und in Kuchen gepreßt. Diese werden wieder zu einem feinen Pulver zerrieben und gesiebt, und dieses Kakapulver wird nun entweder als solches verpackt und in den Verkauf gebracht, oder dann in der Schokoladefabrikation weiter verarbeitet.

Hier kommt der Kakao nun zunächst in eine Mischmaschine (siehe nebenstehende Abbildung), wo er in bestimmten Verhältnissen — die eben die Qualität und Individualität der Schokolade ausmachen — entweder nur mit Zucker, oder aber noch mit Milch, Mandeln, Haselnüssen, Sontig usw. vermischt wird. Ein Zusatz von Kakaobutter verfeinert die Qualität.

Das Gemisch wird alsdann im Walzwerk zwischen eng aneinanderlaufenden Porphyr- oder Stahlzylindern mehrmals zerrieben und kommt dann als dicker Brei in die sogenannte Längsreibemaschinen (Conchen), wo es in großen 100 Kilogramm haltenden Eisenträgen durch viele Zentner



Die Rösterei.

schwere Gufwalzen während mehrerer Tage und Nächte bei einer gewissen Temperatur zu einer sammetweichen, glänzenden Masse verarbeitet wird.